

Die Sache mit dem Fahrschein

Von Robert Rescure

»Guten Tach. Fahrscheinkontrolle.«

Verdammt, dachte ich, jetzt sitze ich in der Falle. Ich schaute zu den Umsitzenden. Keiner verzog die Miene, niemand schien die Ankündigung des Kontrolleurs mit hektischem Suchen in den Taschen zu kommentieren. Der Kontrolleur schritt durch den Gang, zeigte seinen Ausweis vor, erhielt hier und da ein Kopfschütteln oder ein Schulterzucken.

Mein Blick fiel auf einen Teenager drei Sitze weiter. Er spielte mit seinem Smartphone, schlug so vehement auf das Display, als habe er den Highscore des Jahrhunderts, in welchem Spiel auch immer, vor Augen. Der Kontrolleur trat auf ihn zu und baute sich vor ihm auf. »Fahrscheinkontrolle.«

Der Junge ließ sich nicht vom Spiel ablenken, sondern rief nur:

»Hab ich nich, Kontrolletti.«
»Gut, danke«, antwortete dieser. »Einen schönen Tag noch.«



Montagsmorgen

Mehr aus dieser Serie unter dasND.de/montagsmorgen
Zeichnung: Sarah Liebigt

Ich fixierte den Kontrolleur, der sich mir näherte. Es war jedes Mal dasselbe und ich verfluchte mich für mein immer gleiches Verhalten. Warum war ich ein so ehrlicher Mensch? Ich war doch ein kompletter, ehrlicher Vollidiot.

»Guten Tach. Tragen SIE zufällig einen Fahrschein bei sich?«

Er sprach das »Sie« so betont aus, als hoffe er, ich könne ihm eine Hoffnung erfüllen.

»Ja, leider.«

»Vorzeigen!«

Ich kramte den Ausweis aus der Brieftasche.

Wenn ich wenigstens einen abgelaufenen bei mir tragen würde, dann hätte ich zwar auch die Aufmerksamkeit des Abteils auf mich gelenkt, aber schließlich würden sich alle, einschließlich des Kontrolleurs, über meinen kleinen Scherz erfreuen.

»Der ist ja gültig, junger Mann.«

»Ja, tut mir leid. Ich ... äh ... ich ...«

»Sparen sie sich ihre Ausreden. Das ist ja ungeheuerlich. Dafür wird ein Bußgeld in Höhe von 30 Euro fällig. Zahlen sie bar, mit EC-Karte oder gar nicht?«

Ich erkannte meine Chance, aus dieser peinlichen Situation zu entkommen. Die Kontrolleure mussten laut Dienstordnung diese Zahlungsmöglichkeiten offerieren und merkten gar nicht, dass sie den Schuldigen damit ein Schlupfloch boten.

»Gar nicht«, antwortete ich bestimmt.

»Na gut«, entgegnete der Kontrolleur. »Der Fahrschein wird auf jeden Fall eingezogen. Lassen sie sich nicht noch mal erwischen, junger Mann. Einen nicht so schönen Tach noch.«

»Ihnen auch«, sagte ich und sah dem Kontrolleur hinterher, als er ausstieg, um das nächste Abteil zu betreten.

Ich hatte mich um Haaresbreite vor einem Bußgeld gerettet. Ich war einfach zu ehrlich für diese Welt. Wenn ich doch endlich lernen würde, die Nachfrage zu verneinen. Das musste mir doch leichtfallen, wenn ich tatsächlich keinen Fahrschein bei mir trug. Dann sagte ich ja auch die Wahrheit. Aber um dahin zu gelangen, musste ich mit dieser Angewohnheit aufhören, mir beim Betreten der U-Bahn ein Ticket zu kaufen.

Immer wieder dieses Rot

Ein Comic über das Ausbrechen – Doppelausstellung im Freien Museum

Von Ralf Hutter

Ein oberflächlicher Blick könnte es als Szene-Publikation abtun: Schon die Titelseite dieses großformatigen Comics wird von einem Punker eingenommen, wobei dessen Insignien – die Nieten der Lederjacke, die bis unter die Knie reichenden roten Springstiefel – das Bild dominieren. Auch innen sind Unmengen an Punkern zu sehen. Dem Zeichner Mikael Ross gebührt sogar ein Lob dafür, wie er an zwei Stellen jeweils auf mindestens einer Doppelseite die Energie eines Punk-Konzertes wiedergibt.

Und doch ist das im Original 2013 in Frankreich erschienene »Lauter leben!« kein Szene-Comic. Im Grunde geht es um etwas allgemeineres. Und visuell ist dieser Comic sowieso ein Kunstwerk, das unabhängig von seinem Inhalt faszinieren kann.

Der Zeichenstil ist aquarellhaft – in düsterer Absicht. Ross will mit seiner dunklen Farbgebung und dem verschwommenen Stil nicht nur die Aggressivität bei den Konzerten in dunklen, kahlen, vermutlich besetzten Häusern rüberbringen. Schwarz, Grün, Blau und immer wieder dieses großflächig dazwischen platzierte Rot – auch die Szenen in Wohnungen, einer hellen Bar und in einem Bahnhof sind zeichnerisch unheimlich ausgeleuchtet. Es geht um eine Grundstimmung. Um ein Dilemma. Um ein Happy End geht es nicht.

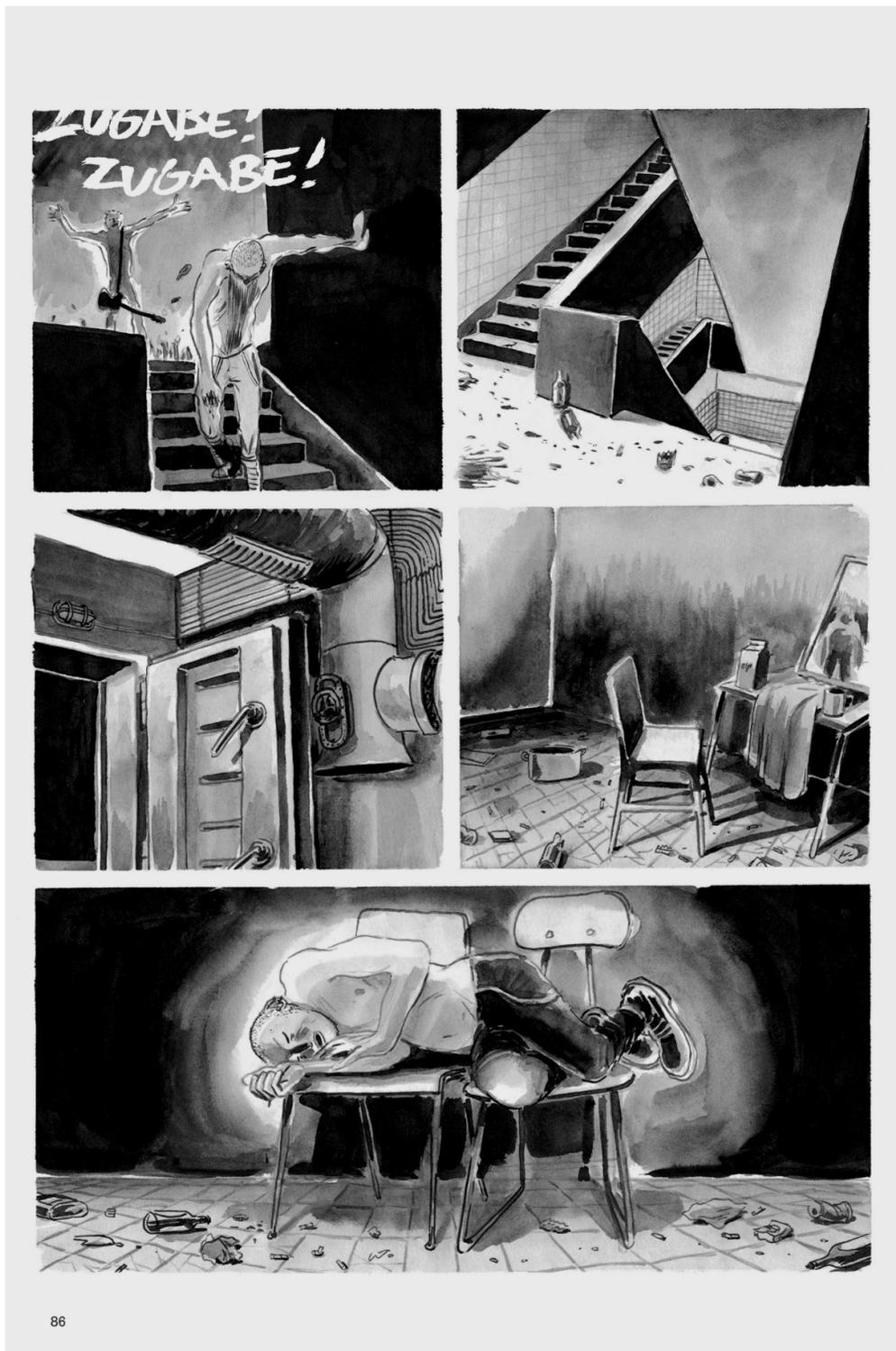
Schon der Anfang vermittelt diese Stimmung. Im Brüssel der 1980er besucht der Junge Thomas seinen Freund Martin, der in einer emotional schwierigen Familie lebt. Die Beiden steigen später in die Punk-Szene ein, verlieren sich aber irgendwann aus den Augen. Als Thomas dann, von Frau und Kind in seinem sicherlich nicht billigen Haus zurückgelassen, an seinem Lebensentwurf verzweifelt, trifft er beim Versuch, mal spontan zu sein, ein bisschen auszubrechen, seinen ehemaligen Freund wieder. Der ist ein obdachloser und gewalttätiger

Trinker und Fixer – ein Punk der üblen Sorte. »Schau, wie schön er ist, unser Jugendtraum. So sieht sie aus, deine Freiheit«, hält der auch gesundheitlich heruntergekommene Martin in den U-Bahn-Katakomben, in denen er manchmal nächtigt, Thomas entgegen, der gerade beginnt, sich an die Ideale des Punk zu erinnern.

»Lauter leben!« ist ein Destillat. In angenehmer Kürze werden eine schwierige Biografie und die falschen Verlockungen der nachbürgerlichen Gesellschaft abgehandelt und gegenübergestellt. »Die« Freiheit im Entsagen der Gesellschaft zu suchen, führt hier ebenso in die Irre, wie dem Geld und dem Idealbild Kleinfamilie zu folgen. Vor allem aber ist »Lauter leben!« ein Fest des emotionalen Ausbruchs, ja ein Exzesses. Da speit ein Sänger Feuer, fliegt der ausrastende Martin kopfüber über das tobende Publikum – und immer wieder dieses Rot. Entstanden ist einer der wenigen Comics, deren bildhafte Emotionalität auch beim wiederholten Anschauen zu fesseln vermag – unabhängig von der Geschichte und der Szene, in der sie sich abspielt.

Eine Doppelausstellung im Freien Museum in Schöneberg mit Skizzen, Originalseiten und Drucken gibt nun Einblicke in das Schaffen des in Berlin lebenden Mikael Ross. Der andere Teil der Ausstellung ist dem aktuellen Heft eines zweiten Nachwuchszeichners gewidmet: »Burn Out« von Mikkel Sommer, eine weniger visuell als inhaltlich düstere und dabei spannende Hommage an das Klischee vom harten, mürrischen und skrupellosen Polizisten in einer US-amerikanischen Kleinstadt. Ross und Sommer teilen sich ein Atelier.

»Lauter leben!«, Avant, 104 S., vierfarbig, brosch., 19,95 €.
»Burn Out« und »Lauter leben!«, Mikkel Sommer und Mikael Ross. Freies Museum, Bülowstraße 90, Schöneberg, 12.–28.9., Di-Sa 12–19, So 15–18 Uhr. Vernissage: 11.9., 19 Uhr.



Eine Seite aus »Lauter leben!« von Mikael Ross

Foto: Avant-Verlag

Speeddating zu Elektropop

Die Music Week und das Berlin Festival sind zu Ende

Von Marlene Göring und Celestine Hassenfratz

Die gute Nachricht: Weder Berlin Music Week noch das Berlin Festival waren eine Katastrophe. Viel diskutiert wurde schon im Vorfeld über das Konzept der Großveranstaltung und vor allem ihre Zukunft. Ganz klar ist beides nicht – die Menschen kamen trotzdem, die Stimmung war, naja, heiter bis wolkig.

Auch zu ihrem fünften Geburtstag ist die Musikwoche noch nicht ganz bei sich angekommen – und schon soll wieder alles anders werden. Das Abgeordnetenhaus hat Berlins musikalische Werkschau in andere Hände gegeben. Statt der Landesgesellschaft Kulturprojekte wird ab sofort das Music Board die Feder führen. Nicht nur wegen dem sehr kurzfristigem Umzug des Berlin Festivals vom Tempelhofer Feld auf das Gelände der Arena in Treptow machen sich Kulturfreunde also Gedanken. Ob man sich um die Musikwoche Sorgen machen muss? »Nicht unbedingt«, sagt Björn Döring, der in den letzten Jahren die Music Week leitete. Grundsätzlich sei die Bündelung von »allem, was mit Pop zu tun hat« bei einer Stelle wie dem Music Board eine gute Idee. Aber dessen Pläne stehen noch nicht fest – selbst Döring weiß nicht, ob er nächstes Jahr noch mitmischen wird oder nicht. Die Gespräche beginnen erst in Kürze.

Eines ist aber schon jetzt klar: Zumindest die »Word!«-Konferenz ist einer der Gewinner der Musikwoche. »Wir sind fast überrannt worden von Besuchern«, sagt Döring. Im Vergleich zum letzten Jahr sei die Zahl noch einmal um 1000 Fachbesucher



Music-Week-Installation im Postbahnhof

Foto: dpa/Pedersen

gewachsen. Das gibt dem Konferenz-Format nachträglich Recht, obwohl es in der Vergangenheit für seine Inhalts- und Menschenleere oft kritisiert wurde. Netzwerken mit Medienmenschen, Speeddating mit Verbandsvertretern und »Meet&Greets« mit den neuesten Startups: Statt Mu-

sik steht das Business im Vordergrund der Konferenz. Zumindest zeitweilig wurde es auch politisch, wie bei der Diskussion »Pop+Politik=Haltung?«. Zu bequem, zu hohl seine unsere Gesellschaft, um das Kulturgut Musik als politisch zu greifen, sagte dort zum Beispiel Gre-

gor Samsa vom Ein-Mann-Label »Sounds of Subterranea«. Mehr Politik schon in der Schule forderte auch die feministische Rapperin Sookee, »wenn wir unsere kleinen Menschen schon jahrelang in die Schule schicken, um sie auf die kapitalistische Verwertungsgesellschaft vorzubereiten.«

Harte Worte fand auch Yello-Sänger, Konzeptkünstler und Unternehmer Dieter Meier. Gerade erobert Meier mit einem eigenen Album die Bühnen, auch auf dem Berlin Festival trat er auf. Zur Eröffnung der »Word!« und am Rande der Musikwoche gab er bereitwillig darüber Auskunft, was er vom derzeitigen Zustand der Musikindustrie hält: »Beschissen« sei es, wie Streamingdienste Musiker bezahlen. »Selbstausbeutung« sei das, was große Labels von Künstlern heute erwarteten. Außer klaren Statements gab Meier auch eines der besten Konzerte des Festivals, vertrackt und künstlerisch. Zum Beispiel, als Meier sein Gedicht »Schüfele« nur mit Begleitung von Geige und Elektro-Sounds vortrug – und damit mehr von seinem Publikum abverlangte als die meisten der gebuchten Künstler.

Hauptsächlich DJs bespielten die acht Bühnen auf dem Arena-Gelände. Wegen Überfüllung waren einige von ihnen zeitweise sogar geschlossen. Die Hauptbühne aber schien immer irgendwie leer, egal wie viele Menschen sich statt Konsolenmusik die »echten« Konzerte von den Editoren, Neneh Cherry oder Woodkid anschauen kamen. Die Arena fühlte sich viel mehr nach Hangar an, als es die offenen Hallen von Tempelhof jemals gekannt hätten. Und im Sand-

vorm Badeschiff sah es so aus wie an jedem Sommersamstag in Berlin: dicht gedrängte Clubmate- oder Caipitrinker wippten zu Elektro.

Da war die Stimmung rund um das Schlesische Tor während der beiden »First we take Berlin«-Abende besser. Ein ständiger Strom von Musikern und Musikliebhabern zog von einem Club in den nächsten. Viele wunderbare Bands waren gekommen – die Elektro-Künstlerin Sandra Kolstad zum Beispiel, oder »Beaty Heart« mit ihrem Elektro-Folk aus London. Nur hätte man hinter fast jede Band das Label »Elektropop« setzen können. Es fällt schwer zu glauben, dass das alles sein soll, was neue und neueste Musik zu bieten hat. Das musikalische Einerlei auf beiden Veranstaltungen könnte daran liegen: Seit einigen Jahren wählt der Veranstalter Melt Booking jeden einzelnen Künstler der Music Week und des Festivals selbst aus. Die Macher der Showcases können sich nur bewerben.

Zumindest am Freitagabend traf die Musik nicht nur Kopf, sondern auch Herz. In den Comet Club waren gerade mal 25 Leute gekommen, um das einzige echte Rockkonzert der Music Week zu sehen: GWLT. Wie ernst die Münchner Band es meint, machte nicht nur ihr aggressiver Crossover klar. Sänger und Rapper David Mayonga verdankt die Musikwoche einen ihrer wenigen Gänsehaut-Momente: mit seinem Schreitext »Glück«, den er mit dem für mehr als 25 Ohren bestimmten Satz kulminieren ließ: »Kein Mensch ist illegal!«

Nachlese auf dem nd-Blog dasnd.de/giginberlin